

Was weg ist,



In den 90er Jahren war der Bestand der wasserliebenden Turopoljer-Schweine auf gerade noch 30 Tiere geschrumpft.

Alte Nutzierrassen Sie sind robust, genügsam und nicht selten schmackhaft. Trotzdem droht vielen unserer Haustierrassen das Ende. Wer sie schützen will – sollte zu Messer und Gabel greifen.

Von Dominik Baur

Es sind nur wenige Grad über dem Gefrierpunkt. Und dennoch schaffen es die drei Damen, eine Atmosphäre wohliger Gemütlichkeit zu verbreiten. Sie wühlen im Boden, grunzen, und wenn Stefanie Klingel eine Scheibe Brot in den Teich wirft, lassen sie ihre dicken Leiber mit Wonne zu Wasser. Es fällt schwer, sich Wortspiele zu verkneifen, denn ganz offensichtlich fühlen sich die drei Turopoljer sauwohl.

Das Fleisch der Turopoljer-Schweine hat viel Fett, erklärt Klingel, Pädagogin in der Arche Warder. „Sonst würden sie das kalte Bad wohl weniger genießen.“ Sonst gäbe es aber vielleicht auch noch mehr Tiere der aus dem 18. Jahrhundert stammenden Rasse. Denn was dem einzelnen Tier beim Baden hilft, wurde der Rasse zum Verhängnis. Irgendwann verlangten die Kunden beim Metzger nur noch mageres Fleisch. Damit begannen schlechte Zeiten für fette Schweine. Im speziellen Fall der Turopoljer kam noch der Krieg in ihrer kroatischen Heimat dazu. Die Tiere wurden Opfer von Schießübungen und Wilderei. Der Bestand der sympathischen Schlappohren ging von 58.000 in den Fünfzigern auf ganze 30 in den Neunzigern zurück. Die wurden aus dem Stall eines alten Schweinezüchters in Kroatien gerettet und nach Österreich gebracht. Inzwischen gibt es zumindest wieder ein paar hundert Tiere.

Über die Jahre haben sich die Turopoljer perfekt an die Lebensbedingungen in den kroatischen Auwäldern angepasst, sagt Klingel. So könnte man sie etwa in größeren feuchten Gebieten als Landschaftspfleger zum Einsatz bringen. Doch

das sind Gedankenspiele, momentan geht es um das nackte Überleben der Schweinerasse.

Das hat sich auch der Tierpark Arche Warder in Schleswig-Holstein zum Ziel gesetzt. Tierpark? Was für ein schnödes Wort! Für Kai Frölich ist die Arche Warder weit mehr als ein Tierpark für bedrohte Nutzierrassen. Der Arche-Direktor kommt mit den winterlichen Temperaturen gerade etwas weniger gut zurecht als seine Schweine. Frölich sitzt in seinem Büro, niest, schnieft und macht sich eine heiße Zitrone. Von seinem Projekt vorzuschwärmen, davon kann den Tierarzt und Biologen aber auch eine heftige Erkältung nicht abhalten. Denn das ist die Arche Warder: ein groß angelegtes Projekt, das sich dem Erhalt der Agrobiodiversität – sprich: bedrohter Nutzierrassen – verschrieben hat. Es geht um die Erhaltungszucht der bedrohten Rassen, um Satellitenstationen, wo weitere Tiere des Bestands untergebracht werden, um Bildungsangebote, Vernetzung mit anderen Einrichtungen und schließlich auch um Forschungsarbeit. „Letzten Endes“, sagt Frölich, der die Leitung der Arche vor knapp zehn Jahren übernommen hat, „sind wir auch ein Thinktank.“ Der Park in Warder, etwa 20 Kilometer südwestlich von Kiel, ist dabei nur eine Säule.

Die Arche Warder ist die größte Einrichtung ihrer Art. Einschließlich ihrer Satellitenstationen beherbergt sie 1200 Tiere von 80 alten Nutztierassen. Um die Rassen, die hier geschützt werden, nach objektiven Kriterien auszuwählen, gibt es ein ausgeklügeltes Punktesystem: Am höchsten rangieren Rassen, die besonders



gefährdet sind, aus Norddeutschland, besser noch aus Schleswig-Holstein stammen und in einem Herdbuch geführt werden. Und natürlich müssen Zuchttiere verfügbar sein.

Sonst sind es vor allem Hobbyzüchter und Kleinbauern, die sich um den Erhalt der alten Rassen verdient gemacht haben. Die 1981 in Niederbayern gegründete Gesellschaft zur Erhaltung alter und gefährdeter Haustierrassen (GEH) zählt mittlerweile schon über 2000 Mitglieder.

Dass es überhaupt so viele bedrohte Rassen gibt und dass jedes Jahr, so schätzt man, weltweit mindestens ein halbes Dutzend von ihnen verschwindet, ist eine Folge der modernen Landwirtschaft. Ungefähr 90 Prozent unserer tierischen Erzeugnisse gehen heute gerade mal auf weniger als 20 moderne Rassen zurück. Denn wer Hochleistungstiere züchtet, dem liegt vor allem daran, die besten Tiere zu züchten. Und die besten, das sind die, die am meisten Milch geben, die meisten Eier legen oder in der kür-

zesten Zeit am meisten Gewicht zulegen. Diejenigen eben, mit denen sich in rauen Mengen und zu günstigen Kosten die Theken und Kühltruhen der Supermärkte füllen lassen. In der Regel sind das Hybride, also Kreuzungen aus zwei Rassen, die die „besten“ Eigenschaften von Mutter und Vater in sich vereinen.

Vor 10.000 bis 15.000 Jahren begann der Mensch, Tiere zu zähmen und zu züchten. Aus wenigen Wildtierformen entstanden so fast 8000 Rassen von Nutztieren. Inzwischen sind bereits gut tausend von ihnen ausgestorben, so wie das Deutsche Weideschwein oder die Rhönziege. Und mehr als 2500 weitere stehen auf der Roten Liste.

Nun könnte man einwenden: Warum soll man diese Rassen erhalten, die mit ihren Turbo-Cousins ohnehin nicht mithalten können? Die nicht im Ansatz so viel Fleisch, Milch, Eier liefern können? Zumal es sich ohnehin um Geschöpfe handelt, die der Mensch mit hervorge-

bracht hat. Wer den Sibirischen Tiger schützt, der schützt wenigstens die Natur. Wer sich dagegen für den Erhalt des Bentheimer Landschafts einsetzt, nicht.

So könnte man argumentieren. Aber mit solchen Sprüchen braucht man dem Arche-Chef nicht zu kommen. „Es wäre ausgesprochen dumm“, sagt Frölich, „diese Arten aussterben zu lassen. Das Schlimmste wäre, wenn wir aufgrund kurzfristiger wirtschaftlicher Erfolge dauerhaft genetisches Material verlieren. Denn: Was weg ist, ist weg.“ Wer wisse schon, ob wir nicht schon bald wieder auf die besonderen Eigenschaften alter Nutzierrassen zurückgreifen müssen? „Manche Philosophen sagen, dass wir uns in 20 oder 30 Jahren gar nicht mehr vorstellen können, Tiere noch unter solchen Bedingungen wie heute zu halten. Und dann brauchen wir Tiere, die man auch in kleinbäuerlichen Strukturen, in verschiedenen Regionen sowie unter unterschiedlichen Klimabedingungen halten kann.“

Vogel der Zukunft

Alles hat zwei Seiten – besonders das Huhn

Die eierlegende Wollmilchsau? Inga Günther wäre schon ganz glücklich über eine Hühnerrasse, die gleichzeitig so viel Eier und Fleisch liefert, dass seine Haltung für Bauern marktwirtschaftlich sinnvoll wird. Und das, ohne dass dabei Küken sterben müssen. In Überlingen am Bodensee kämpft Günther auf ihre Weise für eine Alternative zu den Hochleistungsrassen.

Zeit ist noch nahezu die gesamte Hühnerzucht in der Hand von ein paar weltweit operierenden Betrieben. Auch Biobauern sind auf Tiere aus dieser Zucht angewiesen. „Die meisten Menschen“, sagt Inga Günther, „wissen gar nicht, dass die Großmutter eines Biohuhns noch im Käfig saß.“ Das bedeutet auch, dass die Tiere nicht nach den für den Ökolandbau wichtigen Kriterien selektiert werden können. So sind sie etwa auf besondere, sehr aminosäurehaltige Futtermischungen angewiesen, mit denen man zwar aus konventionell gehaltenen Turbohühnern den maximalen Ertrag herausholen kann, die aber oft importiert werden müssen, was nicht unbedingt dem Öko-Gedanken entspricht.

Inga Günther wollte sich damit nicht abfinden und hat deshalb schon 2012 damit begonnen, auf ihrem eigenen Hof eine Hühnerzucht zu betreiben. Drei Jahre später wurde sie dann gebeten, auch die Geschäftsführung der Ökologischen Tierzucht GmbH (ÖTZ) zu übernehmen, eines gemeinsa-



Die Rasse Bresse Gauloise kommt bei der Zucht des Zweinutzungshuhns zum Einsatz.

men Unternehmens der Bioverbände Bioland und Demeter. Momentan werden dort vor allem noch Legehennen gezüchtet, doch das Ziel ist das Zweinutzungshuhn.

Eine Henne dieser neuen Züchtung, so der Wunsch, sollte dann 220 bis 240 Eier im Jahr legen.

Und wenn ihr Bruder nach 17 Wochen auf ein Gewicht von 2,8 Kilo käme, hätte man nach Günthers Ansicht zumindest im Ökolandbau eine gute Alternative zu den Hochleistungshybriden. „Damit wollen wir den Betrieben die Entscheidung etwas leichter machen, die männlichen Küken am Leben zu lassen, da dann auch die Aufzucht der Hähne wirtschaftlich interessanter wird.“ Momentan ist es noch die Regel, dass bei der Zucht von Legehennen die männlichen Küken sofort nach dem Schlüpfen vergast werden. Noch bezeichnet die ÖTZ dieses Huhn, das in erster Linie mittels der Rassen Bresse Gauloise und New Hampshire herangezüchtet werden soll, selbst als „Zukunftshuhn“. Doch in wenigen Jahren soll es Marktreife erlangt haben.



Die Arche Warder will vor allem Wissen über alte Rassen vermitteln. Unten: Mitunter beruht die Sympathie ganz offensichtlich auf Gegenseitigkeit: Thomas Petersen mit einer seiner Poitou-Eselinnen.

Mit den heutigen Hochleistungsrassen gehe das nicht. Die Anforderungen der Hybridtiere an Futter, Temperatur und Hygiene seien sehr speziell. Sie bräuchten extrem gute, konstante Bedingungen.

Alte Rassen sind da anspruchsvoller. Und sie gelten auch als robuster. So habe eine Doktorarbeit die Immunkompetenz von Turopoljer- und Hybridtschweinen verglichen. Die Tiere seien identisch gehalten und den gleichen Erregern ausgesetzt worden. Ergebnis: Die Turopoljer eliminierten den Erreger schneller und nachhaltiger.

Ob Englisches Parkrind, Angler Sattelschwein oder Heidschnucke – die alten Rassen bieten sich oft für die extensive Haltung besonders an, weil sie gute Futtermittelverwerter sind und nicht nur auf saftigen Wiesen, sondern auch auf sogenannten Marginalflächen klarkommen. Dadurch können sie solche Flächen freihalten und dienen gleichermaßen der Fleischproduktion wie der Landschaftspflege. Und nicht gerade unwichtig: „Viele alte Rassen schmecken auch einfach besser“, wirbt Frölich für seine Schützlinge. Das Bunte Bentheimer Schwein etwa, eine Delikatesse! So hat denn auch der Hofladen am Eingang des Tierparks nicht nur die üblichen Souvenirs im Angebot, sondern auch den einen oder anderen Zoobewohner – in verarbeiteter Form.

Muss also die alten Rassen essen, wer sie retten will? „Da ist schon etwas dran“, sagt Frölich. „Das sind hier schließlich alles Nutztiere. Wir wollen keine ‚Briefmarkensammlung‘ von al-

ten Rassen zeigen, sondern wir müssen diese speziellen Nutztiere wieder in Wert setzen. Nur dann wird man sie auch erhalten.“ Und in vielen Fällen ist das Wertvollste an den Tieren eben ihr Fleisch. Der Noah der Nutztiere ist sogar überzeugt davon, dass man gutes Geld mit ihnen verdienen könnte. „Ich werde regelmäßig von Restaurants gefragt, ob wir ihnen nicht Fleisch von unseren Tieren liefern können.“

Draußen hat gerade Thomas Petersen die Heunetze gefüllt. Der Tierpfleger ist froh, dass seine Lieblinge nicht auf dem Teller landen, ja, zum



Teil über 20 Jahre alt werden. „Hier wird’s gleich etwas ruppig“, warnt er, als er das Gatter öffnet, um die Netze auf der Koppel zu verteilen. Ulrike und Uschi lassen keinen Zweifel aufkommen, wer hier die Chefinnen sind. Die beiden Schleswiger sichern sich gleich die erste Ladung Heu. Ihre Mitbewohner, die vier Poitou-Esel, der Tarpan, das Posaviner und das Maultier müssen warten, bis der Tierpfleger die nächsten Netze gebracht hat.

Das massige Schleswiger Kaltblut war in den Siebzigern schon fast ausgestorben. Ein letzter Hengst und 30 Stuten waren damals übrig. Mittlerweile ist der Bestand immerhin wieder auf über 200 angewachsen. Die Poitou-Esel aus dem Südwesten Frankreichs haben ebenfalls schon den genetischen Flaschenhals hinter sich. Auch ihr Bestand war in den Siebzigern auf wenige Exemplare geschrumpft. Erste Hinweise auf die dunkelbraunen Zottel finden sich schon im 11. Jahrhundert. Ihre wichtigste Aufgabe kam ihnen bei der Zucht von Maultieren zu. Heute, erklärt Arche-Chef Frölich, würden sich die sanftmütigen Riesen beispielsweise gut als Therapietiere eignen oder für die Landschaftspflege.

„Entscheidend ist doch, wie wir zu den Tieren stehen“, sagt Frölich dann noch. „Ob wir den Tieren eine Seele zusprechen, eine Individualität, ein Leidensvermögen, und sie als Lebewesen betrachten und nicht nur als Nutzgegenstände.“ Die moderne Landwirtschaft sei längst an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit gestoßen. Sie sei ein System, das sich selbst befördere und riesige Ressourcen vernichte. „Aber die sind nicht unendlich, und wir bewegen uns stetig auf das Ende zu.“ Noch sei es zwei Minuten vor zwölf. „Wir könnten das alles noch einigermaßen hinkriegen – aber dann müssen wir es jetzt auch endlich tun.“



Dominik Baur – ist Bayern-Korrespondent der „taz“, schreibt aber als freier Journalist auch gern über Themen aus Umwelt und Gesellschaft. Mehr auf www.gschichten.de.